

Victoria Lüer

**Die Einhornpädagogik
Tante Hans am Limit**

Victoria Lüer

Die Einhorn- Pädagogik



Tante Hans am Limit
Ein Plädoyer für schwierige Schüler*innen

© 2023 Victoria Lüer

ISBN 978-3-347-81663-3

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:
tredition GmbH,

An der Strusbek 10, 22926 Ahrensburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich
geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich.

Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig.

Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin,
zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice",
An der Strusbek 10, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

Comic-Zeichnungen von: Wayan Ong

Coverdesign von: Antonia Lüer

Lektorat: Miriam Duwe

Satz: Miriam Duwe

Das Buch ist außerdem als Softcover
und E-Book erhältlich:

ISBN Softcover: 978-3-347-81659-6

ISBN E-Book: 978-3-347-81670-1

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwarnung	7
1 Mein Werdegang – oder: Warum tust du dir das an?	9
2 Tante Hans und die anderen	24
Das sonderpädagogische System	24
Die Schüler*innen	38
Wie Tante Hans das Licht der Welt erblickte ...	43
3 Expert*innen	59
4 Kolja	64
5 Abdelrahim	76
6 Tarek	84
7 Bernd	92
8 Kevin	102
9 High	108
10 Erfahrungen	114
11 Reflexion – Was können wir aus den Antworten lernen?	117
12 Die Pädagogik	125
13 Ich als Pädagogin	140
 Exkurs: Rambo und Einhörner	 150
Plädoyer	163
Nachwort Tarek	166

Aus dem Schulalltag	168
Danksagung	174
Glossar	176
Literatur(-empfehlungen)	182
Quellenverzeichnis	184

VORWARNUNG

Wer sich dieses Büchlein zur Hand nimmt, erwartet vielleicht ein neues Programm oder ein innovatives Konzept für Bildungseinrichtungen. Eine Handreichung oder einen Leitfaden für Pädagog*innen und Lehrer*innen, der ihnen endgültig erklärt, wie sie mit *herausfordernden* Schüler*innen umgehen können. Endlich eine Lösung aller Probleme mit Kindern, die nicht das tun, was sie sollen, und nie wieder Diskussionen mit aufmüpfigen Jugendlichen. Einfach das Buch lesen, ein Einhorn fangen und Glitzer vor die Türschwelle streuen.

Es tut mir sehr leid, Sie enttäuschen zu müssen.

Das alles ist es nicht.

Die Einhornpädagogik ist kein Konzept, was nach einem Ablaufplan *angewendet* werden kann. Sie wirft auch nicht die Frage auf, ob die heutige Jugend schlimmer oder verzweifelter als frühere Generationen sei. Sie diskutiert nicht, ob oder inwiefern der Lehrberuf besonders herausfordernd oder gar der vermeintlich beste Job der Welt sei.

Achtung! Die Einhornpädagogik hat ebenfalls nichts mit Mythologie oder Märchen zu tun. Das vorliegende Buch ist kein historischer Abriss darüber, inwiefern das Fabelwesen in der Antike oder im Mittelalter dargestellt wurde oder was es in der Bibel zu suchen hat. Natürlich ließe sich hier einiges zu schreiben, aber es wäre doch sehr weit vom eigentlichen Inhalt entfernt.



Vielmehr geht es um die persönliche Erfahrung im Umgang mit herausfordernden Verhaltensweisen junger Menschen im Schulalltag an einem sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentrum. Die Einhornpädagogik ist aus der Arbeit mit Jugendlichen heraus entstanden, die es nicht immer leicht hatten im Leben und die ihre Lehrpersonen ganz schön auf Trab halten.

Das vorliegende Büchlein gewährt Einblicke in das Leben von engagierten Lehrer*innen und den ihnen anvertrauten Schüler*innen. Es werden Erzählungen aus dem anstrengenden und auch oftmals lustigen Alltag sowie Erinnerungen ehemaliger Schüler*innen mit pädagogischem Fachwissen verknüpft.

Die Einhornpädagogik ist ein Erfahrungsbericht mit und über Tante Hans, über herausfordernde Verhaltensweisen und welche Rolle Einhörner dabei spielen. Sie umfasst meine persönlichen Glitzermomente der Sonderpädagogik, also welche Aspekte ich in meiner Erfahrung als Lehrkraft für besonders wichtig halte. Selbstverständlich geht es auch darum, was Einhörner mit Pädagogik zu tun haben. Dabei besteht weder der Anspruch auf Vollständigkeit, noch darauf das einzig richtige Vorgehen aufzuzeigen.

Damit Sie die Entstehung der Einhornpädagogik nachvollziehen können, werde ich Ihnen zunächst ein wenig von meinem Werdegang berichten. Denn alles begann mit der Entscheidung Sonderpädagogin zu werden ...



1 MEIN WERDEGANG – ODER: WARUM TUST DU DIR DAS AN?

Die berufliche Orientierung begann für mich in der elften Klasse an einem norddeutschen Gymnasium, als ein Praktikum für alle Schüler*innen der Oberstufe angesetzt wurde. Ich schwankte beim Gedanken an meine Zukunftsplanung zwischen dem Bereich der Sozialen Arbeit und dem Leben als Lehrerin. Fest stand, dass ich mit (jungen) Menschen zusammenarbeiten wollte. Meine Mutter erklärte mir in ihrer wundervoll pragmatischen Art, dass man im weiten Berufsfeld der Sozialen Arbeit viel zu wenig Geld verdiene, die Jobs häufig befristet seien und es sowieso zu wenig Stellen gäbe. Das hörte sich wenig erstrebenswert an.

Sie zeigte mir eine neue Perspektive auf: Warum das Praktikum nicht an einer Förderschule (ehemals Sonderschule) mit dem Schwerpunkt *Lernen* im Nachbarsdorf absolvieren? Dort wurden Kinder und Jugendliche, die Schwierigkeiten hatten, mit dem Tempo der Regelschule (Schulen, die als „normal“ bezeichnet werden) mitzuhalten, in kleinen Gruppen unterrichtet.

Gesagt, getan.

Während der Zeit an dieser Schule erhielt ich Einblick in die Arbeit von Sonderpädagog*innen und erlebte verschiedene Klassenstufen in unterschiedlichen Fächern. Die Rahmenbedingungen, wie kleinere Klassengrößen



und Doppelbesetzungen, ermöglichen den Lehrer*innen deutlich intensiveren Kontakt zu den einzelnen Schüler*innen – was das Potential der individuellen Förderung auf unterschiedlichen Ebenen deutlich erhöht.

Ich hatte in kürzester Zeit meinen Traumberuf gefunden!

Besonders ausschlaggebend war für mich das vielfältige sonderpädagogische Arbeitsfeld. Sie sind mehr als *nur* Lehrer*innen. Die Tätigkeit als Sonderpädagog*in erschien mir damals wie eine Kombination aus meinen beiden ursprünglichen Berufswünschen, der Sozialen Arbeit und der Lehrtätigkeit. Sonderpädagogik vereint die lehrende mit der erziehenden Tätigkeit und behält dabei die individuelle Förderung der Kinder und Jugendlichen im Blick.

Zwei Jahre später zog ich mit dem Abitur in der Tasche zum Studieren in eine norddeutsche Großstadt. Neben dem allgemeinen pädagogisch-psychologischen Teil und den Unterrichtsfächern werden verschiedene sonderpädagogische Fachrichtungen angeboten. Im Laufe des Bachelors entscheidet man sich dann für die Vertiefung von zweien solcher Schwerpunkte. Meine Wahl fiel zeitnah auf die sonderpädagogischen Schwerpunkte *Lernen* sowie *emotionale und soziale Entwicklung*.

Kurz erklärt steht *Lernen* (L) für die Förderung von Kindern und Jugendlichen, die in ihrem Lern- und Leistungsverhalten beeinträchtigt sind. Oftmals treten Schwierigkeiten der Merkfähigkeit, des Lerntempos oder

der Ausdrucksfähigkeit auf. Die Fachrichtung der *emotionalen und sozialen Entwicklung* (ESENT) umfasst die Unterstützung und Befähigung von Schüler*innen dazu, Verhaltensweisen aufzubauen und zu etablieren, die ihnen später eine gelingende Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglichen sollen. Umgangssprachlich würde man die betreffenden Schüler*innen als *verhaltensauffällig* bezeichnen.

Das erste Praktikum an einer Schule, in welchem die Studierenden selbst unterrichteten, absolvierte ich an einem Sonderpädagogischen Bildungszentrum mit dem Schwerpunkt ESENT. Ein Dozent, dessen Seminare ich an der Universität besuchte, unterrichtete ebenfalls dort. Aufgrund seiner Berichte in den Veranstaltungen war mir die eine oder andere Geschichte, die sich an der Schule zugetragen hatte, bereits bekannt. Dabei ging es um Gewaltausbrüche, Lehrer*innen-Mobbing und Schlimmeres.

Mit großem Respekt trat ich meinen ersten praktischen Erfahrungen als Sonderpädagogin entgegen.

Wie erwartet, waren die sechs Wochen als Praktikantin eine sehr intensive Zeit. Konfrontiert wurde ich einerseits mit distanzlosen, pubertierenden Schüler*innen, andererseits mit Kindern und Jugendlichen, die gnadenlos ehrlich, authentisch und liebenswürdig waren.

Von der ersten Begegnung mit richtig herausforderndem Verhalten möchte ich an dieser Stelle berichten. Sie

steht exemplarisch dafür, in was für Situationen Pädagog*innen geraten können und wie absurd eine Reaktion aussehen kann.

An einem Vormittag während des Praktikums wurde ich in einer Grundstufenklasse eingesetzt. Eigentlich unterrichtete ich in einer siebten Klasse. Als ein Schüler des Raumes verwiesen wurde, begleitete ich den wütenden Jungen in das Nebenzimmer. Dort gab es eine kleine Küchenzeile, die entsprechend eingerichtet war. Der Junge ging zielstrebig an eine Schublade und nahm sich, ganz selbstverständlich, ein scharfes Messer. In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Ich überlegte fieberhaft, was ich an der Uni gelernt hatte und was meine Handlungsoptionen waren. *Ruhig bleiben und deeskalierend wirken, nach Möglichkeit den Weg zu den anderen Schüler*innen versperren*, kam mir in den Sinn. Das war jetzt also mein Auftrag.

Der Junge trat an das Fenster des Nebenraumes und deutete an, die Silikonfugen mit dem Messer entfernen zu wollen. Er versuchte mich mit seinem Vorhaben, in der Hoffnung auf ein bisschen mehr action, zu provozieren. Mir fiel in diesem Moment nichts Besseres ein, als ihn zu fragen, ob er wüsste, aus was für Material die Fugen seien. Anschließend erzählte ich dem maximal zehnjährigen Jungen, dass Silikon auch in operativ vergrößerten Brüsten sei. Die Ablenkung durch den Themensprung und die Silikonbrüste war so groß, dass er sich das Messer

problemlos aus der Hand nehmen ließ – der Schönheitschirurgie und der Pubertät sei Dank!

Manchmal müssen wir uns absurde Dinge einfallen lassen, um Situationen zu entschärfen. Damals war ich wohl eher einfach etwas überfordert.

In der kurzen Zeit des Praktikums gab es mehrere Situationen, die mir als Studentin ziemlich viel abverlangten. Zum Beispiel als ein Achtklässler mir beim Basketball spielen mein Handy wegnahm und mir drohte, es zu behalten. Ein Viertklässler, der mit erhobenem Schreibtischstuhl vor mir stand und das Fenster des Klassenraumes damit einwerfen wollte. Oder als ein Junge der siebten Klasse mich auf einmal hochhob und über seine Schulter warf. Abgeschreckt haben mich die Erlebnisse und die Erfahrungen mit den herausfordernden Verhaltensweisen damals glücklicherweise nicht. Ganz im Gegenteil. Sie motivierten mich dazu, mich weiterzubilden und mich so bestmöglich auf mein späteres Berufsleben vorzubereiten. Ich wollte lernen, mit stressigen oder gar angstbesetzten Situationen souverän umgehen zu können.

Heutzutage, gut zehn Jahre später, könnte ich deutlich adäquater mit den beschriebenen Situationen umgehen. Meine Schüler*innen bringen mich nicht mehr ganz so schnell zum Schwitzen. Eher zum Lachen.

Aus der Motivation heraus mit solch herausfordernden Situationen professionell umgehen zu können, entwickelten sich die Forschungsinteressen für die Bachelor- und

Masterarbeit, die ein Kommilitone und ich in Zusammenarbeit gemeinsam verfassten. Die Bachelorarbeit war Teil eines größeren Forschungsvorhabens, in dem die Erschließung von Sozialräumen im Kindes- und Jugendalter untersucht wurde. Mittels Stadtteilbegehungen erhoben wir empirische Daten, aus denen erkenntlich wurde, wie Kinder und Jugendliche ihren Stadtteil nutzten. Die Erhebung fand in Frankfurt am Main, Griesheim, statt. Dieses Viertel erlangte in den 90er Jahren aufgrund von kriminellen Jugendbanden den Titel *Bronx von Frankfurt*.

Mit den Ergebnissen unserer Arbeit *Subjektive Wahrnehmung und Aneignungsstrategien Jugendlicher in einem sozial randständigen Quartier* konnten bisherige Erkenntnisse belegt werden. Beide Altersgruppen, Kinder wie auch Jugendliche, hielten sich an ähnlichen Orten im Viertel auf, nutzten diese aber altersangemessen auf unterschiedliche Art und Weise. Der Bewegungsradius der Jugendlichen überschritt den der Kinder lediglich etwas. Solche Forschungen tragen dazu bei, Rückschlüsse auf die Gestaltung von Sozialräumen für Kinder und Jugendliche zu ziehen. So kann beispielsweise die illegale Nutzung von bestimmten Räumen vermieden werden, indem Bedarfe aufgedeckt werden und entsprechend gehandelt wird.

Eineinhalb Jahre später forschten mein Kommilitone und ich im Rahmen unserer Masterarbeit zum Thema Jugendgewalt. Unser handlungsleitendes Interesse bestand

darin, Wissen über bestimmte Verhaltensmuster und -reaktionen zu erwerben, um ein verbessertes Verständnis gegenüber herausfordernden Verhaltensweisen (u.a. Jugendgewalt) zu erlangen. Dieses Verständnis kann einen letztendlich dazu befähigen, brenzliche Situationen neutraler zu bewerten. So kann ein rationaler Umgang mit ursprünglich zum Beispiel angstbesetzten Situationen erfolgen, da eine besondere Herausforderung in der pädagogischen Arbeit im sachlichen Reagieren und objektiven Bewerten von herausfordernden Momenten liegt. In der Schule können das beispielsweise Wutausbrüche, Aggression, Verweigerung oder oppositionelles Verhalten sein.

In der Masterarbeit *Gewaltkarrieren männlicher Jugendlicher verstehen – Prozessverlauf und mitbedingende Variablen* führten und werteten wir Interviews mit mehreren Jugendlichen aus, die in einer halbgeschlossenen Wohngruppe¹ lebten. Es war uns möglich nachzuweisen, dass ungünstiges elterliches Erziehungsverhalten (zum Beispiel mangelnde Grenzsetzung und Inkonsequenz) sowie fehlende Anerkennung oder gar Missachtungserfahrungen im familiären Kontext einen direkten negativen Einfluss auf die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen haben.

Aufgrund der Interviewergebnisse konnten wir belegen, dass die am häufigsten vorkommende Art der Gewalt, die

¹ Halbgeschlossen: zeitweise freiheitsbeschränkende Maßnahmen.

die Jugendlichen ausübten, die sogenannte *reaktive Abwehraggression* war. Sie dient dem eigenen Schutz und der Schadensabwendung. Diese Form von Gewalt wird oftmals als Selbstverteidigung deklariert und als Rechtfertigung von Gewaltausbrüchen genutzt. Bei allen Befragten konnte allerdings auch *affektive Gewalt beziehungsweise Vergeltungsaggression* identifiziert werden, eine durch Provokation hervorgerufene sowie durch Hass und Ärger motivierte Form der Gewalt. Vergeltungsaggression äußert sich in unkontrollierten Wutausbrüchen, die zum Ziel haben, Schmerzen zuzufügen und das eigene Selbstwertgefühl wieder herzustellen.

Mit dem erfolgreichen Bestehen des Masters und dem damit verbundenen Ende des Studiums verließ ich nach fünfeinhalb Jahren meine Heimat und zog für das Referendariat (oder wie es im Süddeutschen heißt: Vorbereitungsdienst) an das andere Ende Deutschlands.

Bereits am ersten Tag nach meiner Ankunft im Süden fand das Bewerbungsgespräch an meiner zukünftigen Ausbildungsschule statt. Damit startete das nächste Abenteuer, denn leider war diese nicht aufzufinden, obwohl laut Internet die Adresse korrekt war. So fand ich mich vor einer relativ großen Grundschule, in einem schönen alten Gebäude wieder und begann zu verzweifeln. Ich wurde nervös und trotz herbstlichen Temperaturen wurde mir ganz heiß um die Ohren. Es standen ein paar Jugendliche, die definitiv zu alt für den Besuch einer

Grundschule waren, vor dem Eingang des Gebäudes. Sie sahen irgendwie bedrohlich aus. Die Jungen waren groß, trugen Jogginghosen, Nike-Caps und um ihre Oberkörper schlangen sich Brusttaschen. Wie man sich die typischen Jugendlichen der 2010er Jahre eben so vorstellt. Ich fragte mich, ob sie eventuell zukünftige Schüler von mir sein könnten. Mit all meinem Mut ging ich zu ihnen und sprach sie an: *Hey, Entschuldigung, ich suche die M.-Schule. Ich möchte zu Herrn C.* Die Gesichter der Jugendlichen, die so groß wie breit waren, blickten mich an. Genaugenommen schauten sie zu mir runter. Mit meinen 1,57 Metern gab es nämlich einen markanten Größenunterschied zwischen ihnen und mir. *Ja, klar. Da gehen Sie hier rein, so eine Treppe hoch und bei so Bildern rechts in einen Flur rein.*

Diese freundliche und leicht zu verstehende Wegbeschreibung führte mich mit nur wenig Verspätung ans ersehnte Ziel. Das Gespräch mit dem stellvertretenden Schulleiter und meiner zukünftigen Mentorin verlief ausgesprochen gut. Die einzige Frage, an die ich mich heute noch erinnern kann, war ausschlaggebend für den Titel dieses Kapitels: *Frau Lüer, warum wollen Sie sich ESENT eigentlich antun?*

Da musste ich grinsen und beschloss aus dem Herzen heraus offen und ehrlich zu antworten: *Geistige und Körperliche Entwicklung wären mir ehrlich gesagt zu langweilig gewesen.*

... und somit begann die vermutlich schlimmste Zeit einer jeden Lehrperson: Das Referendariat.

Falls jemand fragt, warum dem oftmals so ist: Zum ersten Mal im Leben wird man auf eine ganz andere Art und Weise gefordert. Nach den entspannten Jahren als Student*in soll man auf einmal so etwas wie „erwachsen“ sein, Verantwortung nicht nur für sich, sondern auch für andere übernehmen. Da sind jeden Tag Schüler*innen um einen herum, die unterrichtet werden wollen. Mentor*innen, die einen beraten sowie Ausbilder*innen, die einen beobachten und bewerten. Und zu allem Übel stehen immer wieder Prüfungen an.

Zumindest ging es mir so.

Auch wenn die Zeit des Referendariats mit eineinhalb Jahren relativ kurz ist, bleibt es dennoch eine intensive Phase der Ausbildung.

Rückblickend habe ich zwei bedeutsame Dinge für mein Berufsleben gelernt:

Die eigenen Stärken und Schwächen benennen

Das, womit man nicht zufrieden ist, ist häufig einfacher zu formulieren als das, was einem gelungen ist. Dank meiner Mentorin bin ich heutzutage in der Lage, mich selbst konstruktiv zu reflektieren.

Selbstbewusstsein gegenüber den Jugendlichen

Geprägt durch ein kompetentes Kollegium entwickelte ich neben einer wertschätzenden Haltung

gegenüber den Schüler*innen auch Durchsetzungsvermögen.

Mit diesen zwei wertvollen Errungenschaften und vielem mehr war ich schließlich bestens gerüstet eine vollwertige Lehrerin zu werden. Oftmals ist das Ende des schonungslosen Referendariats mit Umbrüchen oder einem Neustart verbunden und eine neue Phase des Berufslebens beginnt. Einige Referendar*innen aus meinem Jahrgang nutzten diese Zeit, um noch einmal etwas ganz anderes zu machen, andere gingen zurück in ihre Heimat, viele ließen sich auf die sogenannte *Liste* setzen.

Über diese Liste werden Stellen an staatlichen Schulen in Baden-Württemberg zentral vergeben. Zusätzlich gibt es das sogenannte *schulscharfe* Bewerbungsverfahren, in welchem sich Lehrer*innen an Schulen direkt bewerben können. Beide Verfahren sind zeitlich voneinander abgegrenzt. Die schulscharfen Ausschreibungen liegen deutlich vor Beginn des neuen Schuljahres, womit versucht wird, etwas unattraktivere oder dringend zu besetzende Stellen frühzeitig zu vergeben. Dazu zählte meine Ausbildungsschule leider nicht.

Da ich mir keine allzu großen Chancen ausrechnete, über die *Liste* weiter an dieser Schule unterrichten zu können, nahm ich dort eine 65 % Stelle als Krankheitsvertretung an, befristet auf ein Schuljahr. Das entspricht 17 statt 26 Deputatstunden in der Woche. Deputatstunden sind Pflichtstunden der Lehrpersonen und beziehen sich

größtenteils auf den zu erteilenden Unterricht (Unterrichtsverpflichtung). Für andere Aufgabenbereiche wie beispielsweise Medienbeauftragte oder die Arbeit im Sonderpädagogischen Dienst werden Stunden aus diesem Kontingent zugewiesen, sodass sich die Unterrichtsverpflichtung verringert. Die Unterrichtszeit ist also keineswegs mit der Arbeitszeit gleichzusetzen. In Baden-Württemberg sollen Lehrpersonen, die vollzeitbeschäftigt sind, auf 41 Arbeitsstunden in der Woche kommen.

Im Rückblick weiß ich mein erstes Berufsjahr mit reduzierter Stundenanzahl sehr zu schätzen. Es bot mir die Zeit und die Möglichkeit, Neues zu lernen, zu reifen und mich weiterzuentwickeln.

Das Schuljahr als Krankheitsvertretung endete bald und meine Ausbildungsschule, die ich sehr wertschätzte, durfte erneut nicht schulscharf ausschreiben. Das Bewerbungsverfahren ging für mich von vorne los. Ohne meine bisherige Arbeitsstelle kamen zwei Schulen in näherer Umgebung in Betracht.

Die erste Schule, an der ich mich bewarb, eine Förderschule im Stadtgebiet, war mir bereits aus dem Referendariat bekannt. Ich bewarb mich und wurde zeitnah eingeladen.

In dem Bewerbungsgespräch wurde eine ausgesprochen ungewöhnliche Frage gestellt:

Denken Sie an ein Orchester. Welches Instrument wären Sie? Panik stieg in mir auf. Ich habe wirklich keine Ahnung